

Der schwarze Panther ist wieder erstarkt

Die gebürtige Kenyanerin Marieta Kiptalam Chemeli schlägt Brücken als Mitgründerin eines Black-Culture-Festivals in Zürich

URS BÜHLER

Zwei Welten prägen das Leben der Marieta Kiptalam Chemeli, sie könnten kaum weiter voneinander entfernt sein. Dreisprachig aufgewachsen – Nandi, Swahili und Englisch –, fühlt und träumt sie heute in Schweizerdeutsch. Ihre ersten acht Lebensjahre verbrachte sie in einem südkenyanischen Dorf. Am liebsten hielt sie sich im Busch auf, träumte viel und sah sich gerne als schwarzen Panther. Wer nun aber das Klischee einer unbelasteten Kindheit im Einklang mit der Natur aufsteigen fühlt, wird durch ihre Schilderungen bald auf den Boden geholt. Die Mittvierzigerin, die als Elfjährige zur Vollwaise wurde, sagt: «Ich bewundere mich selbst dafür, noch zu stehen.» Und in der Stimme schwingt keine Selbstverliebtheit mit.

Zum Gespräch im Zürcher Kreis 4 erscheint Marieta Kiptalam im orangenen Gewand nach afrikanischer Tradition, pink leuchten die Sohlen der Turnschuhe. Sie lässt gerne einmal ein «Hakuna Matata» fallen, die in Europa durch Filme geläufige Swahili-Formel für

«Du lebst in zwei Welten, irgendwann musst du eine davon loslassen. In meinem Fall war das Afrika.»

Marieta Kiptalam Chemeli

Gelassenheit, und reist Witze über mangelnden afrikanischen Sinn für Pünktlichkeit. In einem Moment gibt sie die starke Frau, die sich von niemandem etwas sagen lässt. Im nächsten steigen mit den Erinnerungen die Tränen hoch.

«Viele verstehen nicht, wie extrem schwierig es für Menschen in meiner Situation ist», konstatiert sie, die seit 36 Jahren in der Schweiz lebt. «Ich bin wie aufgeteilt in Schwarz und Weiss. Aber das ist keine Farbe. Hier bin ich machen zu laut, dort zu leise. Du lebst in zwei Welten, irgendwann musst du eine davon loslassen. In meinem Fall war das Afrika. Früher kehrte ich dreimal jährlich in mein Dorf zurück, bettelte dort um Liebe und Anerkennung – und musste merken, dass ich dort wie abgehängt bin.» Heute besucht sie nur noch Mombasa, da fühlt sie sich wohl, verspürt die Energie ihrer Wurzeln.

Der Schock in Mönchaltorf

Der noch vor wenigen Jahren gehegte Plan, dereinst für immer nach Kenya zurückzukehren, ist inzwischen in die Ferne gerückt: «Die Schweiz ist meine Heimat, meine Mentalität ist stark europäisch geprägt.» Erst seit einem Jahr allerdings hat sie nach eigenem Bekunden das Gefühl, hier angekommen zu sein. Und es gibt weiterhin Momente, in denen sie den Eindruck hat, ihre Andersartigkeit sei ihr ins Gesicht geschrieben, auf die Haut: «Ich komme von einem Kontinent, auf dem es exotische Früchte und Tiere gibt, also gelte ich auch als exotisch.» Kleine weisse Mädchen, die sie anstarrten, bringt sie gerne mit Faxen und ihrem lupenreinen Schweizerdeutsch zum Lachen, um ihnen die Angst zu nehmen. Dunkelhäutige Kinder in Afrika rennten schliesslich auch davon, wenn sie erstmals Weisse sahen, entschuldigt sie die Kleinen.

Kiptalams Mutter, die zweite von drei Frauen ihres Stiefvaters, hatte ihren eigenen Kopf und war immer wieder aus der Ehe ausgebrochen. Ein Resultat davon war Marieta, die ihren leiblichen Vater nie kennengelernt hat. Eines Tages war die Mutter, die als erste Frau ein Taxi durch Nairobi steuerte, ganz verschwunden. Marieta und ihre zwei Halbschwester blieben beim Stiefvater im Nandi-Dorf zurück, verwahrlost und regelmässig geschlagen, wie sie sich erinnert.



Marieta Kiptalam Chemeli bringt kleine weisse Mädchen, die sie anstarrten, gerne mit Faxen und ihrem lupenreinen Schweizerdeutsch zum Lachen, um ihnen die Angst zu nehmen.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Nach drei Jahren tauchte die Mutter mitten in der Nacht wieder auf, packte ihre drei Töchter und flog mit ihnen in die Schweiz. Destination: Mönchaltorf. Ein deutscher Taxikunde hatte sich in die schöne, grossgewachsene Kenyanerin verliebt und sie dazu überredet, mit ihm nach Europa zu kommen. Dort lernte die Mutter später einen Schweizer kennen, zu dem sie ihre Kinder nun holte. Er war platinblond, mit blauen Augen, überall waren nur Weisse, in Mönchaltorf lag Schnee: Der Schock sass tief bei der kleinen Marieta. «Bis dahin war mir nicht bewusst gewesen, dass ich schwarz bin.» Dass ein Lehrer sie dumm schimpfte, hat sie nicht vergessen. Anders als damals kann sie es nun einordnen: «Es war rein rassistisch motiviert, ich konnte einfach kein Deutsch.»

Bald darauf erlag die Mutter einer Krankheit. Die elfjährige Marieta kam ins SOS-Kinderdorf in Trogen, wo sie sieben Jahre in Gemeinschaft mit 300 anderen Kindern lebte. Sie zeigt sich unend-

lich dankbar für diese Zeit. Doch diese war auch geprägt von Entwurzelung und Heimweh; im Verborgenen weinte sie, versank in Musik und in ihrer Phantasie. Die Unsicherheit aber überspielte sie mit Spässen, mit ihrer kreativen Ader. Das habe wohl dazu beigetragen, dass sie weniger rassistische Anfeindungen erfahren habe als ihre Schwestern, sagt sie.

Das Ringen um Identität

Rassistische Tendenzen gibt es indes, wengleich das Ausmass niemals mit jenem in den USA vergleichbar sei, nach ihrer Erfahrung weiterhin auch in der Schweiz, mehr oder weniger versteckt. Ein Beispiel, das ihr vor zwanzig Jahren widerfuhr, hat sich eingedrängt: «Ihr Schwarze lügt alle», habe ein Polizist zu ihr gesagt. Damals sei sie unschuldig verhaftet und eine Woche eingesperrt worden. «Als sich das Ganze als Irrtum erwies, erhielt ich eine kleine Entschädigung. Aber ich blieb geschädigt.»

Es war ein Schlag, dem zahlreiche Nadelstiche folgten. Einmal habe eine Frau in einem Warenhaus an der Bahnhofstrasse an ihren Kinderwagen geklickt und sie dazu aufgefordert, dorthin zurückzugehen, woher sie komme. Und erst kürzlich habe ihr ein Typ im Bus zugerufen: «Geh raus, du Scheissneger!» Sie habe ihn gefragt, ob er mit hinauskommen und kämpfen wolle. Sie hatte auch damals nicht geschwiegen, als sie in der Kinderabteilung von Globus ihre Verkäuferinnenlehre absolvierte und ein Mädchen zu seiner Mutter sagte: «Lueg emal, en Neger.» Kiptalam schwieg nicht. Sie wies das Kind darauf hin, dass man das nicht sage. «Die Mutter wirkte sehr beschämt.»

Die Stimmungslagen wechseln während des zweistündigen Interviews wie die Wolkenformationen am Himmel. Einmal spricht Marieta Kiptalam Chemeli sanft und leise, dann wieder hebt sie die Stimme, und Wut schafft sich Raum in trotzigen Statements: «Eigentlich müsste

ich ein Junkie sein mit meiner Vorgeschichte. Ich habe mich entschieden, das nicht zu sein. Ich bin kein Opfer.»

Die Schweiz sei wohl noch nicht bereit, etwa eine dunkelhäutige Frau die Hauptausgabe der SRF-«Tagesschau» moderieren zu lassen, sagt sie. So wie die Modebranche noch nicht bereit gewesen sei für schwarze Models, als sie ihr Geld hauptsächlich in dieser Rolle verdiente. Mit knapp vierzig Jahren wurde sie dann, ihren Sohn huckepack tragend, zum Gesicht der «Annabelle»-Werbekampagne: Mit stolzem Blick und wilder Mähne posierte sie oder eher ihr Alter Ego Soulmary, als die sie soeben auch eine Online-Talkshow lanciert hat.

Der Sohn ist mittlerweile zwölfjährig. «Er war eine grosse Herausforderung für mich, aber er hat mich auch gerettet», sagt sie. «Ich habe nicht im Sinn, ihm meinen Rucksack anzuhängen. Er hat andere Voraussetzungen, ein Europäer mit einem weissen Vater, ist hier geboren und aufgewachsen, ein Weltmensch, das bringe ich ihm auch bei: Er soll von uns Kiptalams derjenige werden, der fliegt wie ein Adler.» Seine Generation werde es besser machen als unsere, davon ist sie überzeugt. «Wir spalten uns, statt uns zu vereinen, und die Social Media vertiefen diesen Graben. Es ist noch ein weiterer Weg zu gehen.»

Die Protestbewegung nach dem Tod von George Floyd allerdings habe eine ganz andere Energie gebracht, das Bewusstsein für rassistische Tendenzen sei gestiegen, auch hierzulande. Doch Marieta Kiptalam Chemeli plädiert dafür, sich nicht an Nebenschauplätzen aufzuheben. Zweifellos sei die Sklaverei der Ursprung der Unterdrückung gewesen, und in Afrika schauten viele Schwarze noch heute zu den Weissen hoch. «Doch die Welt ist voller Geschichten, man kann das nicht ändern, indem man Begriffe austauscht», sagt sie und nennt als Beispiel den hierzulande heiss debattierten Namen einer Süssigkeit: Mohrenkopf.

Plattform für schwarze Kreative

Kiptalam orientiert sich an Vorkämpfern wie Malcolm X, Martin Luther King, Muhammad Ali und Oprah Winfrey – und fühlt sich nun selbst bereit durchzustarten, als Moderatorin und Kulturagentin: «Als schwarze Person musst du dich hier zuerst finden, dann kannst du Karriere machen. Aber dann bist du halt vierzig.»

Die Welt der Kunst und Musik ist für sie zu einem inneren und äusseren Fluchtort geworden, auch während der Identitätskrise, in der sich das Bild des schwarzen Panthers aus ihrer Kindheit verflüchtigt hatte. Erst nach und nach verschaffte sich diese Vorstellung der Stärke wieder Raum. «Dabei half es mir, zu merken, dass nicht nur ich auf der Suche bin, sondern im Grunde jeder Mensch.» Eines ihrer Hauptanliegen ist es nun, schwarze Kreative zu unterstützen: Zusammen mit Michel Pernet, dem Produzenten der Photo Schweiz und Inhaber der Kulturmanagement-Agentur Blofeld Entertainment, hat sie vor Jahresfrist das Black Culture Movement aufgebaut, eine Plattform und ein Netzwerk für Künstler mit afrikanischem Hintergrund, in der Schweiz wie anderswo.

Innert kürzester Zeit haben die beiden zudem das Festival Black Art Matters in der Maag-Halle aus dem Boden gestampft, das noch bis Ende August dauert. Beschrieben wird es als grösster internationaler Showcase zu zeitgenössischer schwarzer Fotografie, mit Werken von 70 Fotografen. Kiptalam kuratiert das Rahmenprogramm mit Lesungen, Konzerten, Filmen, Tanz, Talks und einem «African Livingroom». Das Festival solle auf lockere Art Grenzen sprengen, ohne als antirassistischer Anlass deklariert zu sein, erklärt sie: «Ich will die kreative Kraft der Schwarzen zeigen, denn Kultur bringt Menschen zusammen, statt das Fremdartige zu betonen.»

Black Art Matters. Contemporary Black Photography. 11. Juli bis 23. August, Maag-Halle Zürich, www.blackartmatters.com.